Ein Maskenfest.

Novelle von A. Wermund.

A vanity fair!

„Der Königl. Hoftheaterarzt, Dr. med. A. Bertram, wird zu dem am 21. d. M. im Königl. Hoftheater stattfindenden Maskenfeste befohlen.

Beginn des Balles: 8 Uhr.

Anzug: Charaktermaske oder Domino.

Hannover den —ten 1865.

Königl. Oberhofmarschall
gez. von Malortí",

so lautete die Einladung zum Hof- und Maskenballe, die Doktor Bertram, die letzte Hand an seine Toilette legend, noch einmal mechanisch mit den Augen überflog. Seine Stellung als Arzt des Königl. Hoftheaters, die er seit einigen Monaten bekleidete, hatte ihm diese Einladung eingetragen.

Als er nun dem an der Georgsstraße mit breiter Freitreppe sich erhebenden Theatergebäude zuschritt, in dem diese großen Feste gefeiert wurden, durchströmte ihn jenes Gefühl froher Erwartung und kritischer Neugier, wie es uns beim Eintritt in einen uns bisher verschlossenen Gesellschaftskreis zu überkommen pflegt. Im Ankleidezimmer, wo die geladenen Herren Domino und Maske anzulegen hatten, stand ein Kavalier vor dem großen Pfeilerspiegel, dessen Gestalt ihm bekannt vorkam, obwohl er sich des Mannes nicht erinnerte. Sein Kammerdiener hielt Maske und Umhang bereit: nun gab er diesem in herrischem Ton eine Weisung, und beim Klange der Stimme fiel dem Arzt auch der Name des aristokratisch aussehenden Herrn wieder ein. Sich ihm vorstellend, sagte er mit formeller Liebenswürdigkeit: „Ich glaube, Herr Kammerherr von Wessemb, wir sind uns nicht fremd. Wir haben vor acht Jahren nicht nur in Göttingen zusammen studirt, sondern auch auf mancher Mensur in der „Landwehr" neben einander gestanden."

Der Angeredete maß ihn mit einem flüchtigen Blick, indem der hochmüthige Zug um seinen Mund sich vertiefte:

„Ich wüßte nicht — in der That — ich erinnere mich nicht" — sagte er kühl, den Arzt nochmals vom Kopf bis zu den Füßen musternd: „Friedrich, meinen Domino! Dann heißt es sich beeilen! — den Wagen auf 2 Uhr!" — und damit verließ er eilig die Garderobe, ohne sich nach dem Arzte noch einmal umzuwenden. Ein spöttischer Zug umkräuselte dessen Lippen; er reckte sich in seiner vollen geschmeidigen Höhe empor und trat dann, mit Maske und Domino versehen, in den Festsaal, wo der Ball schon begonnen und einen großartigen Anblick darbot.

Das ganze Theater war, von der Bühne her die Parkettreihen überdeckend, bis an die Logen des ersten Ranges zu einem einzigen großen Saale umgewandelt, zu dem man von der Königsloge auf einigen Stufen hinabschritt. Prachtvolle Draperien in malerischer Farbenpracht, große Palmen und Pflanzengruppen, Statuen und Springbrunnen gaben dem weiten Raum ein herrliches Aussehen.

Von der kugelförmig gewölbten Decke her verbreiteten große Kronleuchter strahlende Helle und übergossen die hin und her fluthende Menge der phantastisch geputzten Masken mit blendendem Licht. Nicht nur der Adel des Landes, Offiziere aller Waffengattungen und die Beamten des Hofes hatten Einladungen erhalten, auch die bedeutendsten Kräfte der Oper und des Schauspiels waren zugegen.

Die stilvollen Kostüme der Frau von Bärendorf, Amalie Weiß (nachmals Frau Joachim), des Ehepaares Niemann, Devrient, Sontag, Adele Granzow überstrahlten nicht selten an Geschmack und Kostbarkeit die Toiletten der haute volé und bildeten in ihrer fesselnden Eigenartigkeit und Pracht noch wochenlang nachher das Stadtgespräch.

Die königliche Familie sah von der großen Königsloge herab dem fesselnden Bilde, wie es sich in immer wechselnder Gestaltung darbot, zu. Erst nach Mitternacht begann der Rundgang der Majestäten.

Pagen in mittelalterlich kleidsamer Tracht — die jugendlichen Gestalten waren für diesen Abend dem Kadettenkorps entnommen — eröffneten den Zug. Se. Majestät erschien im Purpurmantel des Königs Artus, die Königin als die sagenumwobene Fürstin Ginevra, die Prinzessinnen Friederike und Mary liebreizend in weißen Gewändern, glitzernde Sterne in den gelösten, schönen Haaren. Das Gefolge schloß sich in der farbenreichen Tracht jener Tage an.

Die hohen Herrschaften bewegten sich nur langsam vorwärts, hier und da ihre Gäste durch freundliche Anrede auszeichnend oder auch in ein längeres Gespräch verwickelnd. Die diensthuenden Kammerherren zogen durch leichte Handdeutung die gewünschten Personen der sie umwogenden Menschenmasse hervor, die maskenfröhlich, mit größerer Ungezwungenheit, wie bei sonstigen Hoffesten, sich in unmittelbarer Nähe der hohen Herrschaften aufhielt. Auch für Dr. Bertram hatte der König ein freundliches Wort, fast schon im Weiterschreiten. Eine geistvolle Wendung, eine vielsagendere Antwort, als der hohe Herr sie von dem Angeredeten erwartet, ließen ihn verweilen, und rasch entspann sich in Rede und Gegenrede eines jener Gespräche, wie sie selten geführt werden, dann aber in kurzen Augenblicken ein sympathisches Band der Geister für's Leben bilden.

Ueber eine halbe Stunde stand der Monarch mit dem Theaterarzt in lebhaftem Gespräch, und als er ihn dann verließ, geschah es mit einem herzlichen: „auf Wiedersehen." Aber das kurze Wort hatte genügt, um den bürgerlichen Mann mit einem Schlage aus seiner einfachen Lebensstellung emporzuheben, und ihn „hoffähig" zu machen. Dr. Bertram konnte bald merken, wie dies Ereigniß, immer weitere Kreise ziehend, im Saale besprochen wurde und ihn zum Gegenstand lebhafter Beachtung und mancher liebenswürdigen Anrede machte.

Auch auf Herrn von Wessemb's Gedächtniß hatte es vortrefflich gewirkt.

„Gestatten Sie, verehrter Herr Doktor," sagte der Kammerherr, indem er, seine Braut am Arm, auf ihn zutrat, „daß ich meine Vergeßlichkeit von vorhin wieder gut mache. Sie müssen verzeihen, daß Ihr Name und Ihr Gesicht mir entfallen, Sie wissen ja — die Fülle der Geschäfte in unserer Lebensstellung — allein ich erinnere mich jetzt sehr wohl, daß wir in Göttingen —"

„Nicht doch," erwiderte der Arzt, indem er seine klugen klaren Augen fest auf das Gesicht des Sprechers richtete, „ich habe um Entschuldigung für meinen Irrthum zu bitten; ich weiß jetzt bestimmt, daß wir niemals mit einander studirt haben." Und mit kurzer Verbeugung gegen die Dame und ihren Kavalier wandte er sich um und verlor sich im Gedränge.

Ein leichter Fächerschlag berührte seinen Arm. Neben ihm stand die alte Gräfin G., die trotz ihrer weißen Haare noch eine der schönsten Ballerscheinungen des heutigen Abends war. Man sagte, daß sie dem seligen Könige nahe gestanden habe, und Dr. Bertram hatte schon als Knabe, wo er in der Nachbarschaft ihres Stammschlosses aufwuchs, manche Freundlichkeit von der hohen Dame, die den aufgeweckten schönen Knaben gern mochte, zu verzeichnen. Auch jetzt fühlte er die Güte ihrer Gesinnung, als sie scherzend zu ihm sagte: „Nun, mein Herr Doktor, es ist Ihnen ja eine schöne Mitternachtssonne aufgegangen, wie ich zu meiner Freude gesehen. Aber nehmen Sie sich in Acht. Es ist hier ebenso glatt, ebenso kalt und gefährlich wie droben am Nordpol, wo sie zu scheinen pflegt." Er beugte sich dankbar über ihre schmale Hand: „Ich weiß es, Excellenz! Aber ich werde mir Mühe geben, dem Heimathlande Euer Excellenz, das auch das meine ist, Ehre machen, und auf festen Füßen und mit warmem Herzen es hier schon aushalten." Sie grüßte lächelnd, und er blieb, dem Tanze zuschauend, an einen Pfeiler gelehnt, stehen, um das wechselnde prächtige Bild vor sich zu betrachten.

Wie manchen in dieser fluthenden, geputzten, sich amüsirenden Gesellschaft hatte der vielbeschäftigte Arzt in der Alltäglichkeit gesehen, des Flitterstaates entkleidet, in Krankheit, in Schmerzen, in Noth! Wie Manchen hatte er mit dem „allstündlichen Eßlöffel voll" zugleich Ruhe und Trost für die Seele einflößen müssen! Ruhe von den Stürmen des anklagenden Gewissens, Hülfe gegen die begangenen Fehler! Wie klein, wie zaghaft, ja wie erbärmlich in seiner engherzigen Selbstsucht steht da der Mensch oft vor dem Arzt! Und wenn der Kranke dann genesen, wie rasch ist Alles vergessen; die Schmerzen und ihre Heilung, die Angst und die Todesfurcht, und Jeder lebt und tanzt toll weiter!

A vanity fair!

Ein Lackai trat fragend heran: „Herr Doktor Bertram?" Nach bejahender Kopfbewegung: Ein Knabe wartet im Vorzimmer und bittet dringend, den Herrn Doktor zu sprechen, er will sich nicht abweisen lassen." Schon eilte der Arzt dem Ausgange des Saales zu und fand den Knaben, der, reinlich in seiner freilich zu kurzen Jacke und geflickten Hose, ihm bekannt vorkam. „Herr Doktor möchte doch gleich zu meiner Schwester kommen, sie ist sehr krank und hat so viele Schmerzen. Sie wissen, Herr Doktor, es ist die Alma Kornemann von der Osterstraße, die Balleteuse, wissen Sie, die vor einigen Monaten in der Oper „Undine" zu Schaden kam, und die der Herr Doktor damals so rasch wieder gesund gemacht hat. Mutter meint, wenn der Herr Doktor käme, könnte er der Alma auch diesmal wieder helfen — ach, Herr Doktor, und wenn die Alma stirbt, was sollen Mutter und ich anfangen? Mutter ist fast blind, und ich habe ja das lahme Bein, und die Alma giebt uns alles Geld, was sie beim Theater kriegt."

„Nun, nun, mein Junge, so schlimm wird's hoffentlich nicht sein! Gewiß, ich komme gleich mit." Rasch den Domino mit dem Mantel vertauschend, schritt er neben dem Knaben durch die Straßen. Er erinnerte sich des Vorfalles in der „Undine", von dem der Knabe gesprochen, noch genau; er war kurz nach seiner Anstellung am Theater passirt.

Im letzten Akte der Loizing'schen Oper hebt sich der Palast des Wassergottes Kühlehorn aus den Wellen. Karyatiden tragen das herrliche blitzende und flimmernde Gebälk des krystallenen Schlosses, und einer dieser Karyatiden, einer blühend schönen 17jährigen Balletschülerin, war durch Stockung der Maschinerie eine schwere Eisenstange auf die Schulter geschlagen und hatte sie erheblich verletzt. Er erinnerte sich noch recht gut, wie er den bewußtlosen warmen Körper des schönen Kindes in sein hinter der Bühne belegenes Krankenzimmer getragen und die stark blutende Wunde an dem weißen Arm verbunden und einen Riß in der Seite vernäht hatte.

Der Knabe hielt an einem der älteren Häuser an Osterstraße still. Durch eine seitliche Einfahrt, die durch eine Stalllaterne matt erleuchtet war, lief er voraus. Durch einen langen dunkeln Hof, dort am Ende im Hinterhause eine Thür öffnend. Nun eine schmale, in allen Stufen knarrende Treppe empor, und der Lichtschein fiel aus einer kleinen Stube dem Arzt entgegen.

Ein Stübchen nahm ihn auf, reinlich, aber heiß und dumpfig. Neben dem eisernen Ofen kauerte eine alte Frau mit welken, arbeitsmüden Händen, faltigem, vor der Zeit gealtertem Gesicht und trüben Augen. „Da nebenan liegt die Alma," sagte sie furchtsam; „sie hat mich fortgeschickt, sie sagte, es wäre da zu kalt für mich."

Der Arzt nahm freundlich antwortend die trübbrennende zinnerne Oellampe, wehrte die Alte zurück und trat in den kleinen Verschlag ein, der eben die Bettstelle und den Stuhl zu erfassen vermochte, und hob die Lampe leuchtend über das Gesicht der Kranken.

Er erkannte sie sofort wieder; freilich, aus dem schlanken Mädchen war rasch ein voll erblühtes Weib geworden, und aus den zerwühlten Kissen des Lagers, aus dem wirren Gelock der goldigen Haare sah ein schönes schmerzverzerrtes Gesicht zu ihm auf.

Der Arzt fuhr zurück, schloß rasch die Thür und sagte hastig:

„Sie haben Gift genommen, Arsenik!"

„Ja, Herr Doktor," stammelte sie, „ich mußte, ich konnte nicht nicht weiter leben; ich konnte die Schande, die kommen wird, nicht auf mich nehmen."

Er riß ein Blatt aus der Schreibtafel, schrieb ein paar Worte mit fliegender Hand darauf und hieß es den Jungen rasch nach der Apotheke tragen. Der Knabe lief die Treppe hinab; man hörte, wie er den nachtstillen Hof durchlief, indem sein lahmer Fuß schwer auf den Steinfliesen nachschleifte. Der Mann wandte sich wieder zu dem Mädchen.

„Armes Kind," sagte er sanft, ganz im Gegensatz zu seiner vorherigen Heftigkeit, „wir wollen Alles thun, um Sie zu retten. Allein es wäre unrecht, wollte ich Ihnen verheimlichen, daß es fraglich ist, ob es uns gelingt. Es kann sein, daß Sie in wenigen Augenblicken vor Gott stehen. Machen Sie Frieden mit ihm! Warum thaten Sie das Furchtbare? Warum kamen Sie nicht zu mir? Ich hätte Ihnen doch vielleicht helfen können."

„Nein, Herr Doktor, das konnten Sie nicht," sagte sie, die Schauer, die durch ihren Leib rannen, und die furchtbaren Schmerzen unterdrückend. „Mir konnte Niemand mehr helfen! Er hat mich so lange hingehalten mit Versprechungen, mir immer wieder gelobt, daß er mich doch noch heirathen wolle und mir meine Ehre wiedergeben, bis es zu spät war. Nun schreibt er mir heute, daß er sich mit einer vornehmen Dame verlobt habe, und mir blieb nun nichts mehr übrig, als zu sterben. Ich will auch nicht leben, Herr Doktor, Sie sollen mich nicht retten, aber, lieber Herr Doktor, können Sie es der Mutter und dem Bruder nicht verheimlichen, wie ich gestorben bin? Können Sie mir nicht helfen, daß ich wenigstens meinen guten Namen mit in's Grab nehme, und können Sie nicht für Mutter und Karl sorgen, wenn ich nicht mehr bin?"

Er saß am Rande ihres Bettes, und sie las in seinen schönen ernsten mitleidsvollen Augen, daß er ihre Bitte verstand und sie auch nach dem Tode schützen würde. Sie legte ihre zitternden todesschweißbedeckten Hände in die seinen, und er hielt sie fest, in dem nutzlosen Bemühen, ihre erkaltenden Glieder zu erwärmen. Wie ein Gebet, aus beider Herzen emporsteigend, sagte er leise: „Gott erbarme sich!"

Die kleine Oellampe flackerte mit unruhigem Schein, die Zuckungen und das Röcheln wurden schwächer — da klang vom Hofe herauf der hinkende Schritt des Knaben, er rannte die Treppe herauf, riß die Thür auf, hielt dem Arzt athemlos das Glas hin. — Schon waren die Zähne des Mädchens im Todeskrampf zusammengepreßt; des Arztes Hand zwang sie auseinander und flößte das Gegengift ein. Allein es war zu spät: die braune Flüssigkeit sickerte seitlich hernieder, nicht mehr aufgenommen von den versagenden Organen — noch ein letzter Kampf, und Alles war vorüber.

Er legte, ihre Lider schließend, sie sanft in die Kissen zurück, deckte das Gewand und die Decke über die jungen Glieder und wollte die Hände der Todten in einander falten. Die Linke hielt einen Gegenstand umkrampft; er löste vorsichtig die Finger; es war ein Fläschchen und ein zerknitterter Brief, die er beide in seiner Brusttasche barg. — Nun noch der alten Mutter und dem Knaben die traurige Botschaft sagen. Sie saßen zusammengekauert am Ofen; stumpf, hilflos in ihrem Schmerz, dem sich das Bewußtsein der Lebensnoth schon beimischte. Er tröstete das arme Weib und den zitternden, schluchzenden Knaben, versprach, dafür sorgen zu wollen, daß die Theaterkasse das Begräbniß übernehmen und vielleicht auch der Mutter eine kleine Pension bezahle, da „doch die Tochter wohl damals bei dem Unfall in der „Undine" verletzt sei und ihr Ende dadurch herbeigeführt sein könne."

In der That übernahm die Kasse beides, nachdem ein eigenhändig vom König unterzeichnetes Schreiben eingelaufen war. Der König war der Einzige, der die wahre Todesursache erfuhr, und in seinem milden gütigen Herzen hatte nur das Mitleid Raum für das arme junge Geschöpf — er war es, der ihren Wunsch wie ein heiliges Vermächtniß erfüllte und sowohl für die Mutter wie für eine tüchtige Ausbildung des Knaben dauernd Sorge trug.

Ziellos schritt der Arzt durch die Straßen, in der Einsamkeit und der Stille der Nacht, der Erschütterungen der letzten Stunde Herr zu werden. An der Laterne der Leinebrücke hielt er an. Er zog das Fläschchen aus der Tasche, prüfte es und warf es zerschellend über das Brückengeländer. Dann zog er den Brief hervor; er war kaum zu entziffern, viele Worte waren durch Thränenspuren und den Todesschweiß des Mädchens verwischt. Nur einzelne Worte — unmöglich Wort halten — Schulden halber gezwungen — thut mir namenlos leid — verzage nicht — Dich nicht verlassen — und dann die Unterschrift „August von Wessemb".

Düster starrte der Leser das Blatt an. Sollte er den Elenden zwingen mit diesem furchtbaren Zeugniß, sein Unrecht wieder gut zu machen, wenigstens an der Mutter und dem Bruder? Lange kämpfte er, doch nein, das wollte er der Todten nicht anthun. Aus solchen unreinen Händen sollte die Hülfe für die Ihrigen nicht kommen, die sie in der Todesstunde noch erfleht hatte. Er zerriß den Brief und warf ihn in den dunklen unter ihm dahingleitenden Fluß.

Dann wandte er sich langsam wieder dem neuen Stadttheil zu. Er trat durch das erleuchtete Vestibul des Theaters ein, durchschritt die Reihen der wartenden schwatzenden Diener, nahm den Domino aus den Händen des Lakaien in Empfang und wollte eben, in den Saal eintretend, eine Halbmaske vor's Gesicht ziehen, als ein spöttisches Lachen neben ihm ertönte. Aufsehend bemerkte er die Baroneß Arnheim am Arm ihres Verlobten vor sich stehen, die eben nach beendetem Rundgange mit verschiedenen Herren vorüberschritten, um sich zum Buffet zu begeben. „Wie sind Sie zerstreut, Herr Doktor", sagte sie lustig, daß Sie sich bemühen, Ihre Maske noch einmal vor's Gesicht zu ziehen. Sehen Sie denn nicht, daß wir alle längst demaskirt sind?"

„Sie haben recht, gnädigste Baroneß, ich war in Gedanken! Ich komme eben von einem Sterbebette, von einer Todten, einer Balleteuse, Namens Alma Kornemann — er betonte jede einzelne Silbe —, und an einem Todtenbette fällt manche dichte schwere Maske, die ein Mensch lebenslang getragen, herunter. Da kann man wohl dies Ding aus Seide und Spitzen — er schob es zerknitternd in die Tasche — darüber vergessen.

Und den bis an die Lippen erbleichenden Kammerherrn mit einem durchdringenden, tiefen Blicke messend, sagte er, sich förmlich verneigend: „Haben Sie die Güte, Herr Kammerherr von Wessemb, falls Se. Majestät geruhen sollte, nach mir zu fragen, Allerhöchst demselben mitzutheilen, daß ich in meinem Beruf anderweitig in Anspruch genommen bin."

Er schritt die breite Freitreppe des Theaters hinunter. Ein Strom von Licht und die weichen verlockenden Klänge eines Walzers folgten ihm in in der Dunkelheit nach, wie er gegen die Stadt zuschritt, die schweigend, menschenleer und nachtumfangen vor ihm lag. Aber im Osten lichtete es sich schon; ein heller Schein lag auf dem Horizont, und darüber stand der Morgenstern, klar, lichtumflossen und himmlisch tröstend!

Beim großen Abschiednehmen.

Von A. Kirstein.

Der alte Kanzleirath Brennicke kam heute etwas später in's Bureau. Zur richtigen Zeit war er zwar von Hause fortgegangen, aber dann unterwegs auf der Straße, da war mit einem Male die Sehnsucht über ihn gekommen, auch den frischen, jungen Tag mit den blinkenden Thautropfen und dem wärmenden Sonnenschein zu genießen, und da war er abgewichen von dem alten, wohlbekannten Weg und langsam und still bedächtig an dem grünenden Park vorbeigegangen — zu seinem Bureau, das er nun siebenundzwanzig Jahre hindurch tagtäglich aufsuchen mußte! Es war zwar nur etwas über eine Viertelstunde, die er später als sonst kam, aber sein alter Bote, der ihm beim Rangiren und Fortpacken der Akten nun auch schon bald ein Vierteljahrhundert half, schüttelte den Kopf.

„Der Herr Rath werden unpünktlich," murmelte er vor sich hin, dann aber, als gehörte es zu seinem Leben, fing er auch ohne den Rath an, die Schubkästen aufzuziehen. Papiere zu ordnen und Federhalter zurecht zu legen. Ihm schien das zu seiner ganzen Thätigkeit unumgänglich nöthig.

Dann öffnete sich die Thür — Herr Kanzleirath Brennicke schob sich hinein.

„Guten Morgen," sagte er wie in tiefstem Sinnen und legte still bedächtig Hut und Mantel ab.

Durch das große Bogenfenster grüßte ihn noch der blaue Himmel mit den weißen Wölkchen, durch die trüben Scheiben lachte ihm noch immer die Sonne zu, aber er konnte jetzt nicht hinaus, er mußte bleiben bei seinen Listen und Reklamationen, bei seinen Zahlen und den staubigen Papieren.

Der alte Bote stand dabei und folgte verdutzt seinen Blicken. Mit einem Male fing er mahnend an:

„Herr Rath, es ist schon gleich zehn! Die Herren Aktuare werden gleich da sein!"

Brennicke sah sich um. „Sagen Sie ihnen, sie sollen sich heute gedulden! Es würde etwas später werden."

„Herr Rath——". Der Bote stand mit offenem Munde, erstaunt vor ihm. „Das war ja doch noch nie...."

„Es muß aber heute sein, Müller, es muß! Hören Sie!— Sie sehen, ich bin nicht ganz .... wie sonst ——."

Der alte Bote wandte sich kopfschüttelnd zur Thür.

Der Rath aber schaute mit wehmüthigem Blick zum Fenster. Frühling draußen, Frühling in der ganzen Welt — und nur in seinem Herzen Winter! Kein Aufblühen mehr, nur leises Schlafengehen!

Seufzend stützte er den ergrauten Kopf in die dürren, runzeligen Finger. So fing das große Abschiednehmen an, das alle Hoffnung fahren, alles Wünschen schwinden läßt, so ging das Herz zur Ruhe. Er fühlte es heute zum ersten Mal!

Am Morgen war seine alte, treue Wirthschafterin gekommen, die mit ihm all' die Jahre ausgehalten; und auch sie wollte jetzt von ihm!

Fast mit gefalteten Händen hatte sie es ihm gesagt. „Die Zeit des Sparens, der Arbeit und der Abhängigkeit ist vorbei, Herr Rath, — jetzt kann ich wieder zurück in meine Heimath, in meine Haide, wo nichts die große, große Stille stört. Jetzt kann ich ruhen, ausruhen von meinem ganzen Leben, und ach — das Herz wird mir noch einmal jung!!"

Er hatte still dazu gelächelt. Sie jung — die doch sechs Jahre noch älter war als er!

Als er sie dann aber näher betrachtete, wie sie in der Morgensonne an dem weit geöffneten Fenster stand und die Freude über das große, heißersehnte Glück ihr die Röthe wieder in die Wangen trieb, da hatte er's nicht nur gesehen, da hatte er's gefühlt, daß auf einmal wieder späte Jugendlichkeit in die Seele zog, und etwas wie Neid war über ihn gekommen. Ihm winkte solches Schicksal nimmer mehr. Er wußte wenigstens nicht, woher.

Grübelnd darüber hatte er dann seinen Gang gewagt, aber was er suchte, nicht gefunden. Die alte Ruhe, die Gleichmäßigkeit seines Herzschlages kam heute nicht wieder. Er hätte denn die Sonne verfinstern, den Himmel trüben und die Luft verschärfen müssen.

Der Frühling aber ließ sich nicht mehr vertreiben, und siegreicher noch als anderswo klammerte er sich an sein gequältes Herz.

Als der alte Bote zurückkam, fand er seinen Rath mit feuchten Augen. Er sah ihm lange kummervoll zu, ehe er zu sprechen sich getraute, als aber Minute auf Minute verrann, als der Blick noch immer ununterbrochen hinaus in's Freie schweifte, als die Akten unberührt auf dem Tische liegen blieben, und die Feder sich nicht füllen wollte, da tupfte er ihn leise an.

„Herr Rath.... es wird nun doch Zeit! Die Herren .... können nicht warten — wollen wir nicht anfangen?"

Und Kanzleirath Brennicke drehte sich um und seufzte tief. Wenn es denn sein mußte — in Gottes Namen! Was so lang gegangen war, das mußte heute auch gehen.

Und willig begann er seine Arbeit, die nun seit siebenundzwanzig Jahren fast die gleiche war!

Aber er war nicht recht bei der Sache, die Gedanken schweiften immer ab und als seine Vorgesetzten am nächsten Tage die Akten durchsahen, da entdeckten sie Fehler und Versehen, die wirklich nicht angenehm und leicht waren.

„Der alte Brennicke wird doch auch schon alt," sagte der Eine zum Anderen. „Man kann sich auf ihn nicht mehr verlassen. Wie wär's —" Er sprach nicht aus, aber der Andere verstand ihn doch.

„Nahelegen — na ja, das könnte man's ihm doch!"

Und man rief den armen Alten von seinem Pulte weg und legte ihm's nahe, das Abschiednehmen nämlich und das Inpensiongehen! Er war doch nun bald sechzig Jahre.

Er sah die beiden Herren verwundert an. „Wirklich, Herr Geheimrath, wirklich?! — Ja, was soll ich dann .... thun?"

Der klopfte ihm an die Schulter. „Aber lieber Kanzleirath, ausruhen sollen Sie sich .... von Ihrer langen Arbeit! Na ja — und aufleben und wieder jung werden — ja...."

„Ich jung werden?!"

„Aber natürlich, gewiß — jetzt wo's Frühling wird!"

Der alte Kanzleirath schüttelte dazu den wackeligen Kopf. „Dazu — dürfte es wohl doch .... zu spät sein!"

Dann wankte er aus dem Zimmer.

Nach drei Tagen erhielt er seinen Brief. Mit voller Pension entlassen — wegen vorzüglicher Führung!

Er steckte ihn ein und ging seiner Wege. Der alte Bote, der Müller, mit ihm.

„Meinen Sie nicht, Herr Rath ....? Soll ich nicht auch ....?" fragte er ihn.

Er hatte sich immer etwas darauf zu gute gethan, daß er im gleichen Alter stand wie sein Herr Rath. Nur drei Monate Unterschied! Die war er jünger.

„Herr Rath — wir sind doch gleich alt im Alter fast und fast im Dienst!"

„Das thut nichts, Müller, das thut nichts! Für etwas leben muß doch der Mensch, und wenn's auch nur für sein traurig Amt ist." —

Still und nachdenklich ging er weiter seinen Weg. Er dachte heute nicht an Essen und Trinken, nicht an den gewohnten Schlaf am Nachmittag.... nur eine Wittwe fiel ihm ein, der er „von Amts wegen" versprochen hatte, ihre Steuerlast zu erleichtern.

Zu der ging er hin.

Sein Einfluß war ja zwar vorüber, helfen konnte er ihr nicht mehr, aber er wollte sie nicht unnütz in Hoffnung wiegen, er wollte ihr wenigstens rathen, sie an seinen Nachfolger weisen — vielleicht daß der .... Aber wer konnte das wissen!

Leise schlich er zu ihr die Treppen hinauf. Sie erkannte ihn nicht einmal im ersten Moment. Erst als er gesagt hatte, wer er war, und weshalb er kam! Aber nicht einmal ein Klagen kam über ihre Lippen. „Nun denn in Gottes Namen," sagte sie blos, wenn's sein soll...."

Auf einmal that er, der alte Kanzleirath, ihr so furchtbar leid. „Mein Gott, was wollen Sie denn nun blos thun? So früh schon in Pension!" Sie rief's in ehrlichem Bedauern.

Er aber schüttelte wehmüthig das Haupt. „Ausruhen," sagte er blos, „es ist ja Zeit — wie die Herren sagen."

Dann ging er wieder langsam durch die Allee, auf großen Umwegen in sein altes Heim.

Die Wirthschafterin sah ihn mit Kummer an. „So spät Herr Rath?"

Er nickte nur. „Man muß sich gewohnen!"

Am nächsten Morgen schlief er bis gegen elf Uhr, aber als er aufstand, waren seine Wangen wie vom Fieber gerothet.

In Hast trieb er die alte Wirthschafterin an. „Machen Sie, gute Frau, machen Sie! Packen Sie Ihre Sachen und ziehen Sie fort in die alte, stille Haide — Sie wissen nicht, wie kurz das Leben ist!"

Sie verstand ihn nicht. „Aber Herr Rath, so eilig?! Wollen der Herr Rath denn auch — fort — — —"

Er fiel in sich zusammen. „Ja doch, ja! Wenn einmal das große Abschiednehmen kommt, dann soll es sein, ganz und wie mit einem Schlage!"

„Aber wohin wollen der Herr Rath?"

„Wohin? — Auch fort, auch in die Haide, wo es wundersam stille ist."

Und noch einmal ging er am klaren Frühlingstage durch Wald und Aue, durch Wiesen und Felder, und noch einmal kostete er Jugend! Jugend in der Natur, in der Luft und im heimlichen Wachsen der Wälder — dann ward er müde und ging zurück, den Abschied von allem im wehen Herzen!

Am Abend waren ihm die Glieder seltsam schwer, er konnte sie kaum bewegen. Die Luft hatte sie erdrückt.

Aber doch brachte er die alte Gefährtin noch hin zur Bahn, doch gab er ihr den letzten Segenswunsch noch mit auf die Reise, dann kehrte er schwerfällig in seine Wohnung zurück, wo ihm der alte Bote, der Müller, nun den Uebergang erleichtern sollte.

Als der am anderen Morgen kam, fand er seinen Rath im Bett. Die Glieder waren steif und kalt und wehmüthig zusammen gekniffen lag der bleiche Mund.

Die blinkende Sonne spielte darüber hin....

Der Frühling hatte das Winterliche hinweg geräumt, hatte den alten Herrn zur Ruhe gebracht, beim großen Abschiednehmen.....

Die Haarlocke.

Adolar liebte sein junges Weibchen bis zum Wahnsinn, und war in Folge dessen furchtbar eifersüchtig. Die reizende Frau wich jeder Gelegenheit aus, die geeignet gewesen wäre, den Argwohn des Gatten zu erregen. Eines Tages fand Adolar ein goldenes Medaillon, welches seine Frau mit Vorliebe trug, und welches eine braune Haarlocke enthielt. Eine braune Haarlocke! Er hatte hellblondes Haar und ihre ganze Familie erfreute sich schwarzen Haares. Da mußte also ein Geheimniß dahinter stecken. Tausend Zweifel zermarterten Adolar's Gemüth und die Verstimmung seines Wesens mußte seiner Gattin auffallen. Sie forschte nach dem Grund. Mit tragischer Haltung forderte er Aufklärung, was es mit der Locke für eine Bewandtniß habe. Da erröthete die junge Frau tief und flüsterte ihm lächelnd in das Ohr: „So sahen meine Haare aus, bevor ich dieselben blond färbte!"

Gemüthlich.

Kunde: „Kannst Du denn auch schon rasiren?"

Barbierlehrling (vertraulich): „I bewahre, aber ich will dem Chef einen Schabernack spielen, damit er seine Kundschaft verliert!"

Wahrheit.

Das ist nun so im Weltgetriebe:
Die Mitgift regulirt die Liebe.